

Gerühmt und geschmäht : A. Paul Weber als Rückgrat einer Zeitschrift

Autor(en): **Jud, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **33 (1990)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-388523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

occupait dans la reliure nationale et internationale, il a voulu d'abord servir la reliure de notre pays en devenant l'animateur de la Société de la Reliure originale, dont les expositions à Paris et à l'étranger, en rencontrant un très vif succès, redorèrent le blason de la France. Cette volonté, scrupuleusement respectée, de l'originalité, de la pièce unique, assimilait bien les créations de la reliure à celles de tous les arts. La deuxième leçon: conscient de l'aide inappréciable qu'apportent aux décorateurs des relieurs et des doreurs hautement qualifiés, il s'inquiéta, avec beaucoup d'attention, de leur formation professionnelle. La troisième: conscient de la nécessité d'entretenir le flambeau, et en raison même de l'autorité et de l'estime attachées à son nom, il joignit ses efforts à ceux de M. Stemmler pour créer le Prix Paul Bonet, destiné à récompenser les meilleures créations des relieurs de tous pays, tant du point de vue esthétique que du côté technique, et surtout à stimuler les jeunes talents. Malheureusement Paul Bonet n'aura pas vu la réussite du concours international qui porte son nom; et ce fut pour tout le monde de la reliure avec un profond et sincère regret qu'un hommage posthume lui fut rendu à cette occasion en 1971.

En rappelant le rôle éminent de Bonet, comme en renouvelant cet hommage cette année, à l'occasion du deuxième prix Paul Bonet, j'avais eu et j'ai encore le sentiment d'acquitter, en y mettant toute l'amitié qui nous unissait, une dette de reconnaissance envers un artiste qui a si exceptionnellement marqué son temps, valorisé les professions du livre et honoré la France; le sentiment aussi de remplir un devoir sacré au nom de tous les relieurs qu'il a appelés, puis encouragés à maintenir la grande Tradition de la reliure, avec une conception de l'attachement aux traditions qui justifie aussi bien la continuité que le renouvellement de ce si vieux métier. Par les talents qu'il entendait susciter et récompenser en fondant le Prix Paul Bonet passe le maintien du sens et du goût de la parure du livre, tandis que s'élaborent les pièces uniques qui continueront de témoigner, dans les collections publiques ou privées, de la pérennité de la grandeur de la reliure. Et d'autres noms pourront alors s'ajouter à celui de Paul Bonet – Paul Bonet, le premier de tous les décorateurs de la reliure de notre époque.

La conférence de Robert Ranc, alors directeur de l'École Estienne, porte la date du 5 septembre 1975.

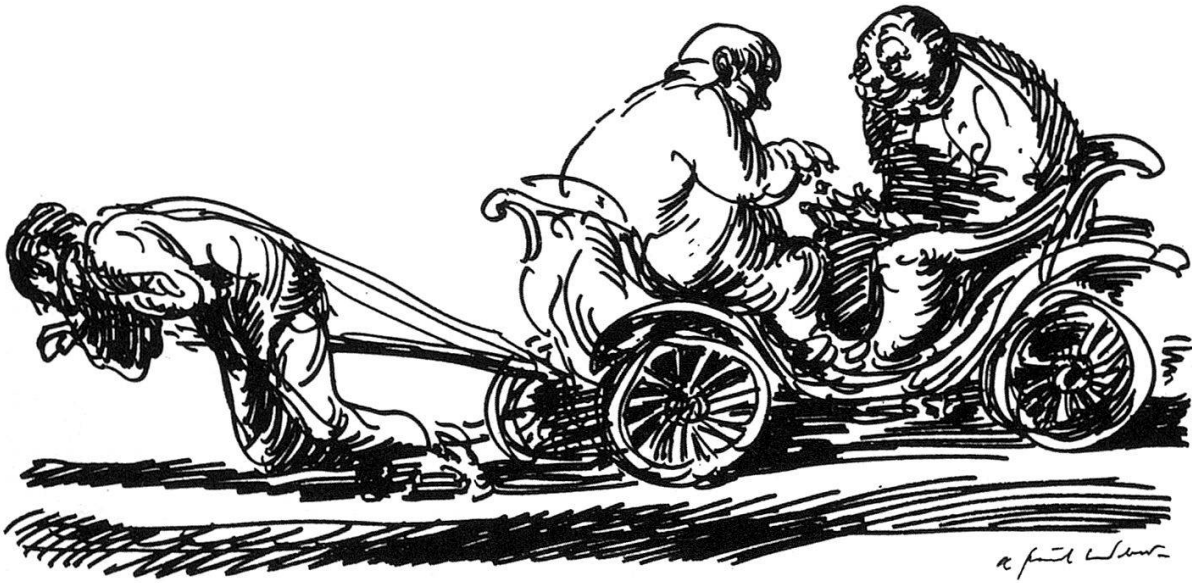
RUDOLF JUD (DARMSTADT)

GERÜHMT UND GESCHMÄHT –

A. PAUL WEBER ALS RÜCKGRAT EINER ZEITSCHRIFT

Bei mir begann es ganz harmlos und untypisch: Ein Zeitschriftenmacher, mit vielerreisenden Rezensenten dotiert, liest Manuskript und Korrektur selber, auch aller schlimmste Texte, und möchte alt wie Methusalem werden. Er arbeitet daher in vielen Kurzsichten und schickt seine ermü-

deten Augen zwischendurch auf Badekur in der freien Wildbahn. Er ist infolgedessen auch keineswegs der ideale Zuschauer für Dias; vielmehr flieht er solche ebenso wie den Film. Und doch hat es ihn gerade hier, sozusagen auf Abwegen, erwischt und sein Leben verändert: Eine Lein-



«Jubiläumszeichnung» zur 200. Ausgabe der Zeitschrift «Erasmus» von Paul A. Weber.
 Er hält die «Position» des Herausgebers fest. Im Gefährt: die Rezensierten – Autor und Verleger.

wand zeigte einem halbleeren Kinosaal einen Kulturfilm. Das wache, gesammelte und durchfurchte Gesicht eines Künstlers lenkte bedächtig die Graviernadel auf einem Kalkstein. Die wissenden Augen des Mannes aus dem mit fertigen und begonnenen Arbeiten sowie mit allerhand Krimskrams zugebauten Atelier schlugen mich in ihren Bann – bis auf den heutigen Tag. Ein Brief von mir an ihn ging auf den Weg, sozusagen als Flaschenpost.

A. Paul Weber reagierte nicht sogleich. Doch eines Morgens sagte ich zu meiner Frau: «Heute abend ist der und der Termin. Thema und Veranstalter erwarten uns beide. Gehe doch bitte alleine hin. Ich möchte die und die Sache, die schon so lange ansteht, aufarbeiten.» Kaum sitze ich gehörig in Positur, als das Telefon klingelt. «A. Paul Weber», meldet sich mit verlegenem Lächeln eine tiefe, deutliche und warme Stimme. «Ich bin eben auf der Durchreise in Darmstadt ausgestiegen. Haben Sie Zeit?» «Aber selbstverständlich», prahlte ich. «Sagen Sie dem Taxifahrer: Pützerstraße 8. Dann finden Sie mich gleich.» Aber es dauerte doch etwas länger. «Hier ist Pützerstraße Numero 6, das Hotel Löwenbräu; da wollen Sie ja si-

cher auch hin», habe ihn der Freundliche belehrt, entschuldigte sich der Gast. Er war groß, in einem offenen grauen Allwettermantel, der ebenso für einen Polarforscher wie für einen Empfangsbesucher zu passen schien; ein abgegriffener Hut zeigte ein lachendes Gesicht, das rundum Auge war und nicht meine Erscheinung, sondern meine ganze Lebensgeschichte bis zurück in die Tage der Wiege zu ergründen schien; unter dem Arm, in einer großen Mappe zum Vorzeigen, die neuesten Lithographien.

Und dieses Spielchen wiederholte sich in der Folge oft: Ich schien zu spüren, wenn A. Paul Weber auf der Durchreise war und blieb brav wie ein Klosterschüler zuhause. Und A. Paul Weber, mitunter schüchtern wie ein kleines Mädchen, fragte beispielsweise: «Bin ich hier nicht zu scharf?» Was er mithatte, Entwürfe wie Fertiges, war nie Konvention, sondern Verzauberung; es machte den Blinden sehend. Und bald fanden wir, für unsere so unterschiedlichen Bemühungen, den gemeinsamen Nenner: die Unerbittlichkeit von Fragestellung und Aussage, wenn auch auf anderer Wellenlänge (Formulierung von APW).

Als ich 1947, im Alter von 23 Jahren, zur Edition des «Erasmus» aufbrach, beschworen mich meine Freunde: «Laß ums Himmels willen die Hände von solcher Verrücktheit. Wenn Du in einer Welt des Handels und Konsums korrekt und sachlich bleiben willst, bist Du spätestens mit 30 Jahren auf dem Friedhof oder im Gefängnis.» Wenn mir ein 35jähriger Ordinarius sagt: «Was wollen Sie? Es hat's doch niemand schöner als Sie. Die stolzesten Leistungen aus so vielen wissenschaftlichen Disziplinen flattern Ihnen auf den Tisch, und Sie brauchen sich nicht über Studenten zu ärgern», so verfängt das nicht, denn der Freischaffende, zumindest im Bereiche der Wissenschaften, ist keine Freudenträne des Wirtschaftswunders. Wenn aber A. Paul Weber einmal meinte: «Ich mußte 70 Jahre alt werden, um von meinen Sachen einigermaßen leben zu können», so trägt das.

Übrigens nächtigte Weber bei seinen Besuchen in Darmstadt meistens nicht im «Löwenbräu». Viel besser als das moderne Hotel westlich meiner Wohnung behagte ihm eines im Osten: die volkstümliche Gaststätte «Ripper» an der Schleife der Straßenbahn beim Ostbahnhof. Was aber trieb den von Ideen und Projekten stets Überfluteten aus dem Norden zu den Abstechern an das kleine Binnengewässer, den Woog? Nichts weiter als meine Unzufriedenheit über die Umschläge wissenschaftlicher Zeitschriften und meine langsame Lernfähigkeit. Nun ja, «Erasmus» brachte Anzeigen und regelmäßig eine Rubrik «Auktionen». Einmal gefiel mir ein Text sprachlich wie inhaltlich ausnehmend wohl. Er lautete:

«Das Pferd macht den Mist im Stalle, und obgleich der Mist einen Unflat und Stank an sich hat, so zieht dasselbe Pferd doch den Mist mit großer Mühe auf das Feld, und dann wächst daraus edler, schöner Weizen und der edle, süße Wein, der nimmer so wüchse, wäre der Mist nicht da. Also trage deinen Mist – das sind deine ei-

genen Gebrechen, die du nicht abtun und ablegen noch überwinden kannst – mit Müh und mit Fleiß auf den Acker des liebevollen Willens Gottes in rechter Gelassenheit deiner selbst.»

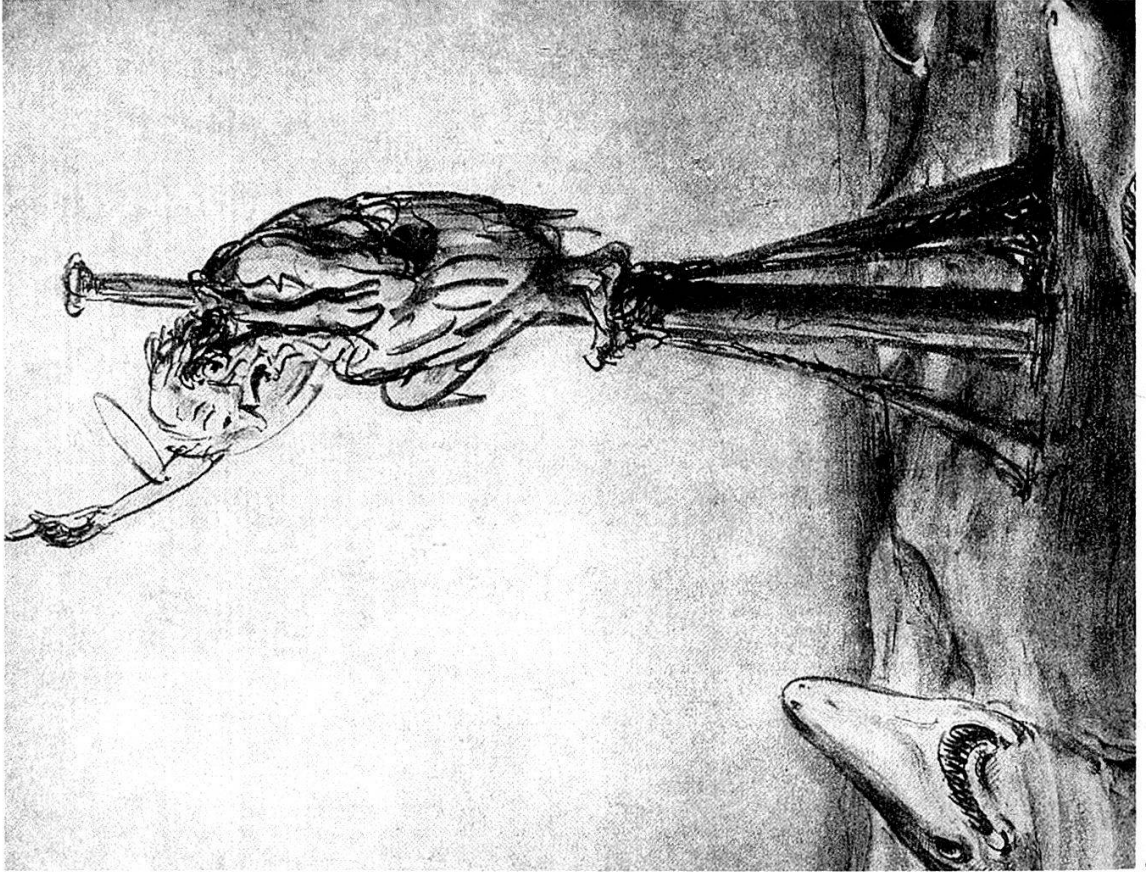
Das war Tauler, und in der kalligraphischen Diktion Grieshabers entsprach er in etwa dem «Erasmus»-Format. Ich brachte ihn als Abschluß meines Hefts vom 25. Juli 1963. Immer wieder starrte ich hin. Wenn es mir gelänge, die mittelalterliche Innigkeit und Wucht des Dominikanermönchs durch einen echten Zeitbezug zu ersetzen, mit A. Paul Weber? Unsere Januarausgabe 1964 besprach die Operation «See-löwe», die geplante und vorbereitete, aber niemals durchgeführte deutsche Landung auf den Britischen Inseln im Zweiten Weltkrieg. Rückseite: das «Sturmgepäck» von APW, aus dem «Kritischen Kalender». Es folgten die «Ellenbogenstoßbrigade» (am 25. September 1964), «Probleme» (25. August 1965), «Die Tatsachen sehen und nicht verzweifeln» (25. März 1969), eine Tuschfederzeichnung («Erasmus»-Wagen) und sechs weitere Lithos, aber zufriedenstellend war es nicht: Entsprechend den Weberschen Klischees wechselte das Format unserer Wiedergabe von Mal zu Mal. Der Raster war nicht auf den rauhen Umschlagkarton abgestimmt. Die Legende unter dem Bild störte. Abhilfe kam, als der Historiker sich endlich seiner eigenen Haustür erinnerte, als ihm eine Reminiszenz aus frühester Jugend beifiel.

Der Bezirk Gaster, am Südrand des jungen schweizerischen Kantons St. Gallen, ist altbesiedelt. Vom römischen «Castrum» trägt er noch heute den Namen, und bis zum Zusammenbruch der Alten

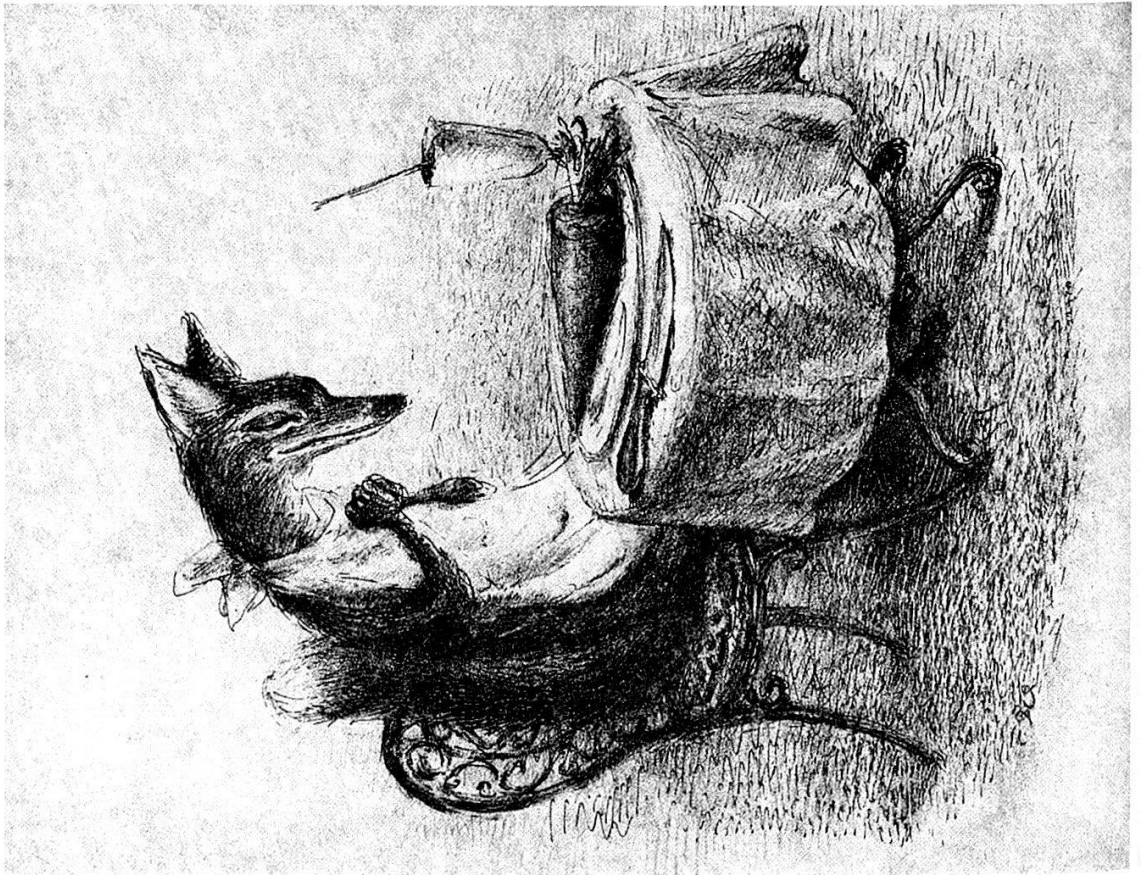
ZU DEN FOLGENDEN ZWEI SEITEN

- 1 *Humanae vitae*
- 2 *Und segne, was Du uns bescheret hast*
- 3 *Antonius predigt den Fischen*





3



4

Eidgenossenschaft 1798 ersparte der Reiselauf, der fremde Solddienst, den sechs Dörfern manche Erweiterung ihrer Gottesäcker. In Kaltbrunn, dem größten Ort, am Fuße des Rickenpasses, besaßen meine Eltern ein Haus. Es war aus Holz, und grazilwie ein altes Segelschiff bewachte es den Eingang zur heutigen Bahnhofstraße. Buchhandlung oder Kunstgalerie fehlen in der Region.

In dieses Haus kam alle 14 Tage ein – in den Augen eines siebenjährigen Knirpses – lustiger Besucher, eine Zeitschrift nämlich. Sie hieß «Der schweizerische Beobachter» und spießte, ähnlich unserem «Spiegel», wirkliche oder vermeintliche Eiterbeulen der Gesellschaft auf. Mich faszinierte am meisten das Titelblatt: Trotz des schlechten Papiers brachte es erstaunlich wirkungsvolle Reproduktionen von Ölgemälden hervor. Und zugleich ärgerte es mich am meisten: Bot zum Beispiel ein Impressionist den Ausblick auf einen gleißend hellblauen Seespiegel, war die Wirkung sicher vergällt durch das eingedruckte Impressum.

Einer so unverständigen Redaktion mußte heimgeleuchtet werden. Doch die da unten in Basel waren gar nicht so dumm; sie schickten meinen Brief nach Bern, zur Oberpostdirektion. Und nun begab sich das Wunder, daß der mit dem gleichen Problem schon mehrfach konfrontierte Amtsschimmel resignierte: Dem «Beobachter» war es fortan gestattet, das Impressum auf die Rückseite zu nehmen, damit vorne allein die Kunst zur Geltung komme.

Wenn ich nun im Falle des «Erasmus» umgekehrt verfuhr: Rückseite, allseits bis zum Rand laufend, ein Litho von Weber, Legende an den Schluß der 3. Umschlagseite, Titelseite wie bisher als Inhaltsübersicht; so waren auch die Widerstände des Buchhändlers überwunden, der – ach – vielfach echt widerstrebend wissenschaftliche Literatur herausstellt. Hängt er den «Erasmus» gar an die Tür, fesselt beim

Eintritt der Inhalt, und beim Verlassen des Ladens ist die Kunst der Rückseite so übermächtig, daß der Kunde ein zweites Mal zugreift – ein Erfolg, ähnlich wie im Schönheitssalon, wo der Boy an der Türe die Eintretenden mit «Guten Tag, gnädige Frau», die Abziehenden mit «Auf Wiedersehen, mein Fräulein», beglückt. Jetzt handelte ich rasch, führte die neue Mode mitten im Jahrgang ein und brachte am 10. Juli 1969 mit eigenem Klischee «Antonius predigt den Fischen». Es sollte symptomatisch sein, für Weber wie für mich.

Die neuentdeckte Rückseite entpuppte sich als «Sesam, öffne dich!» für den knappen Spielraum eines wissenschaftlichen Blatts. Es standen mir nunmehr sämtliche Register der Ratzeburger Orgelpfeifen zu Gebote: Auf dem mitunter auch abschüssigen Boden von Buchrezensionen sitzend, konnte ich beispielsweise Hornissen von Zoll und Zensur einschläfern, bis die beiden Oberschmuggler – «Erasmus» wie APW – unbehelligt eine Staatsgrenze passiert hatten; oder satte Bürger wachrütteln, wenn deren überlauter Schnarchen als Staatsgefahr erkannt worden war. Natürlich paßt «Humanae vitae» nicht gerade als Andachtsbild über den Betschemel einer Nonne; wer deswegen aber verwirrt wurde, besänftigte sich ohne größere Mühe durch die darauf folgenden «Gekränkten Leberwürste». Selbst Eröffnung und Abschluß eines Bandes ließen sich leicht markieren: das erste etwa durch «Première» oder «Und segne, was du uns bescheret hast», das letzte mit «Kleiner Hai macht Kasse», «Wohin rollst du, Äpfelchen?», «Die Abschiedssymphonie» oder «Die Klage des Sancho Pansa». Weber unterstützte mein Bemühen um stärkere Resonanz des «Erasmus» auch dadurch, daß er meiner Druckerei unentgeltlich Nachhilfeunterricht erteilte im Einfärben. Zweimal fuhr er deswegen eigens nach Alzey.

Wer nun aber glaubt, die Zusammenarbeit der beiden habe sich erschöpft in der

Produktion – seitens Webers – und in der Reproduktion – beim «Erasmus» –, der befände sich gründlich auf dem Holzweg. In Webers Lithos ändert das Verhältnis von Höhe zur Breite wie bekannt von Stück zu Stück. Beim gleichbleibenden Format einer Zeitschrift mußte notgedrungen die Überlänge entfallen. Das schmerzte den Künstler, und er begegnete diesem ersten Stolperstein auf unserem gemeinsamen Wege dadurch, daß er auf der Vorlage für den «Erasmus» die zu kurze Seite ergänzte. Die Exemplare Webers im «Erasmus»-Archiv weichen daher in solchen Fällen vom Üblichen ab. Sie sind zudem ganz allgemein von hoher Qualität, denn APW wußte natürlich, daß eine gute Wiedergabe die beste Vorlage voraussetzt. Sie suchte er in der ersten Zeit umständlich zusammen, indem er auf dem Boden seines großen Wohnzimmers für sich eine Ausstellung veranstaltete. Von diesem Aufwand kam er allerdings bald wieder ab. Nicht nur überschritt sich der bei mir liegende Vorrat durch die in Arbeit befindlichen Hefte; Weber wurde zudem via «Erasmus» von seinem eigenen Œuvre überrascht:

Mit ihren schweren Texten haben wissenschaftliche Blätter lange Herstellungswege. Die Möglichkeiten zu Verjüngungskuren, um nicht in den Geruch des Ältlichen zu kommen, sind begrenzt. Auktionsprospekte bewirkten schon viel. Den regelmäßigen Anschluß an die Gegenwart führte für den «Erasmus» APW herbei: Aus wirtschaftlichen wie aus arbeitsökonomischen Gründen bestellte ich die Klischees (später Filme) für die alljährlich 14 bis 16 Reproduktionen auf einmal. Innerhalb des Jahres war ich dann frei und konnte buchstäblich im letzten Augenblick, sozusagen vor dem Gang in die Stadt, Rouge auflegen.

Den direkten aktuellen Bezug hatte «Erasmus» schon früher erprobt: Als der Staatsratsvorsitzende der DDR, Walter Ulbricht, im Februar 1965 nach Ägypten fuhr, glossierte «Erasmus» das damalige

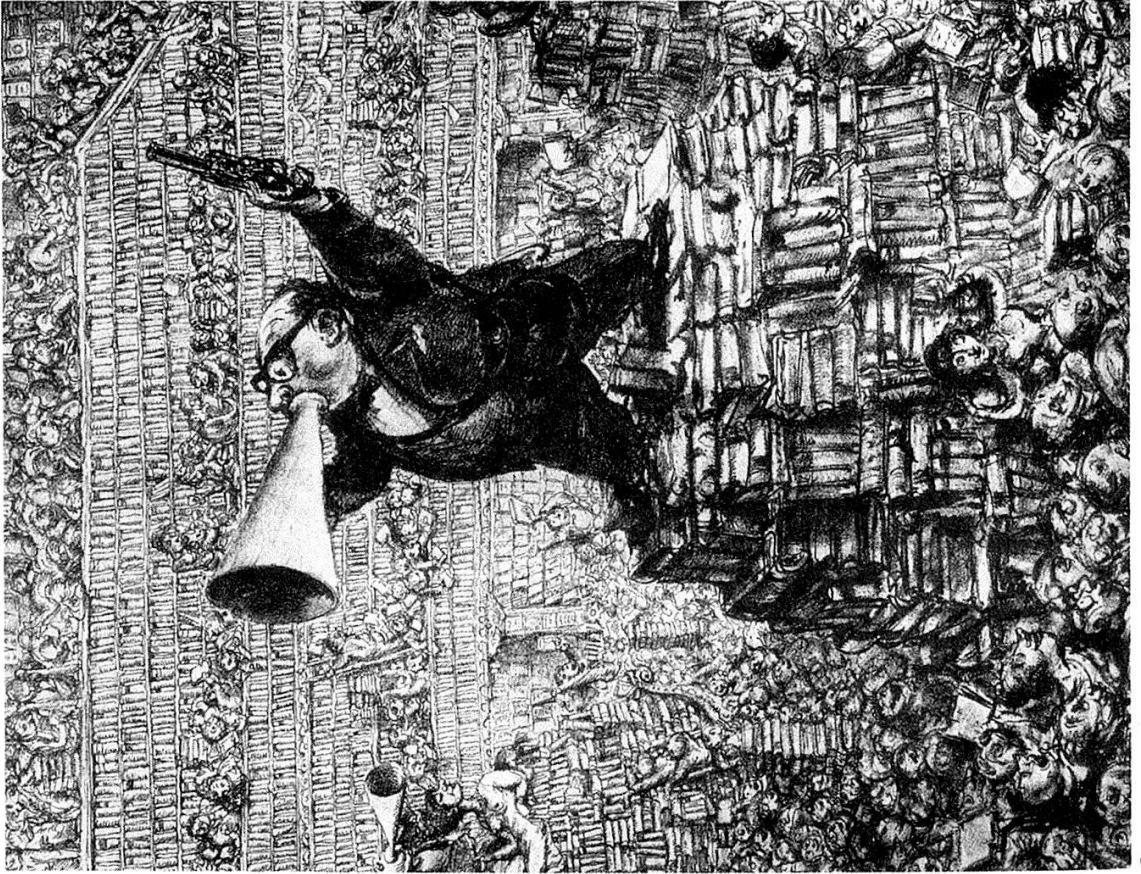
Getöse in der Weltpresse auf seiner Rückseite mit der Wiedergabe des «Kleiekotzers aus Ebeleben» (im Bezirk Erfurt): An einen kreisrunden Kopf waren runde Ohren als Ösen angesetzt; in dem fratzenähnlichen Gesicht war das Maul weit aufgerissen zu einem überdimensionalen Kreis. – Weber nun gab mir die Möglichkeit, mit dem Abdruck von «Der Astronaut» am 10. Juli 1979 den Absturz des ersten amerikanischen Weltraumlabor praktisch auf den Tag genau zu begleiten oder mit «Zäher Knilch» am 25. Mai 1974 den Rücktritt von Präsident Nixon zu beschleunigen, wobei allerdings eine Frage im Raum stehen bleibt, ob die Absichten des Zeitschriftenherausgebers immer denen des Künstlers entsprochen haben mögen.

Hier drängt sich zuhanden von Museen und Bibliotheken eine Überlegung auf. Kommt in einer Auktion das Handexemplar eines Herausgebers unter den Hammer, erzielt es gewöhnlich ein Vielfaches des Normalpreises. Korrekturen und Ergänzungen gelten als die Miniform eines Archivs. Der «Erasmus» hat ein doppeltes Archiv. Zunächst ein real existierendes: Er besitzt zum Beispiel noch sämtliche Textmanuskripte. Im Zweifels- oder Streitfalle ließe sich also jederzeit feststellen, was vom Rezensenten und was von dem verantwortlichen Redaktor stammt. Am leichtesten schwinden aus dem Bewußtsein die Zeitbezüge. Solche stichwortartig festzuhalten, wäre mindestens im Falle «APW und «Erasmus»» in meinen

ZU DEN FOLGENDEN VIER SEITEN

- 4 *Der Einzug des «Erasmus» in das Ernst-Ludwig-Haus*
- 5 *Literatenstreit*
- 6 *Geschäft mit Büchern*
- 7 *Völker Europas, rettet Euere heiligsten Güter!*
- 8 *Bericht an eine Akademie*
- 9 *Der Kasper leuchtet*
- 10 *Wohin rollst du Äpfelchen?*

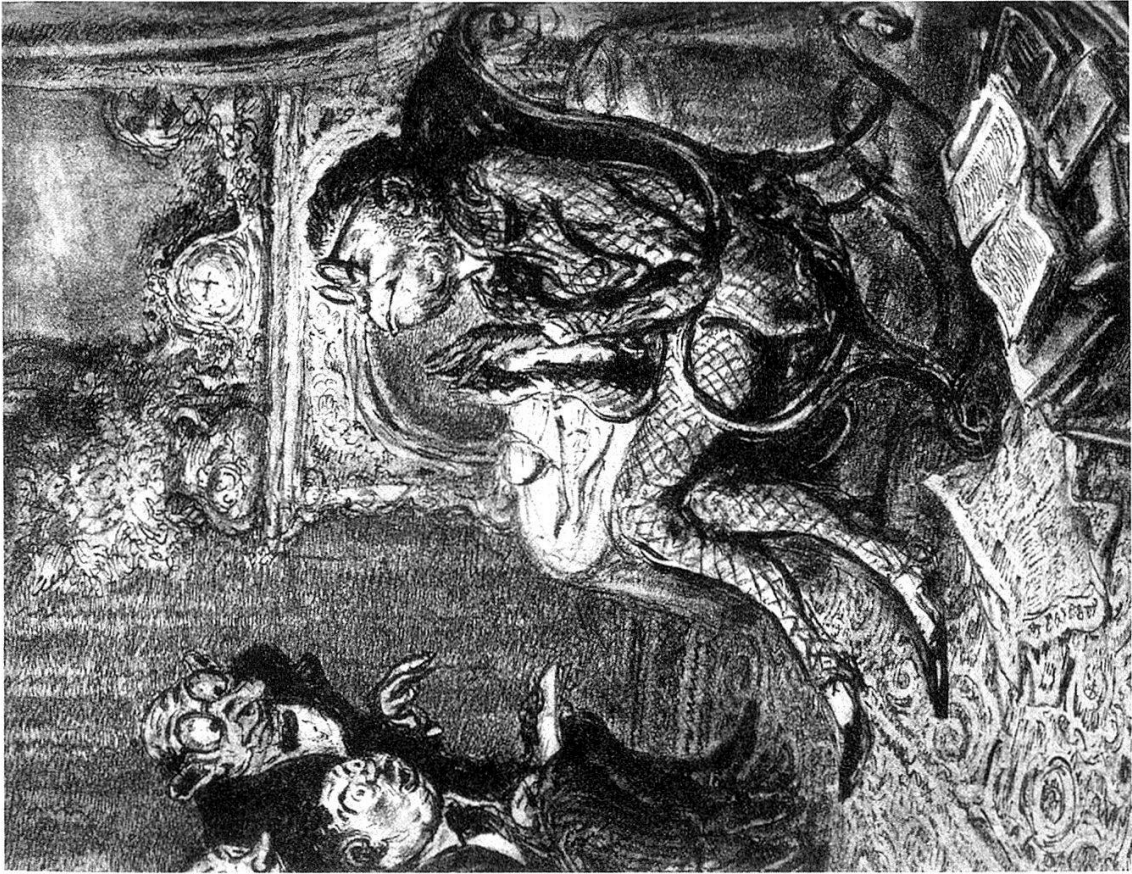




6



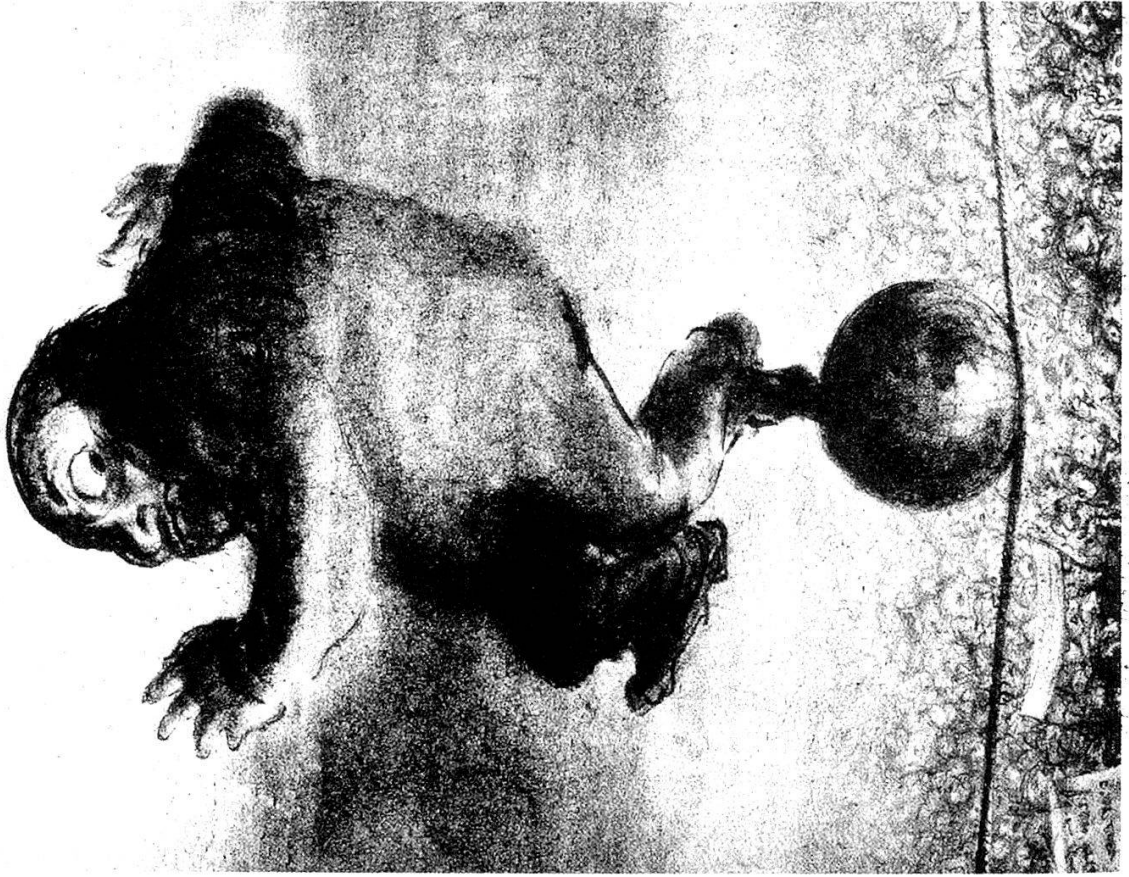
5



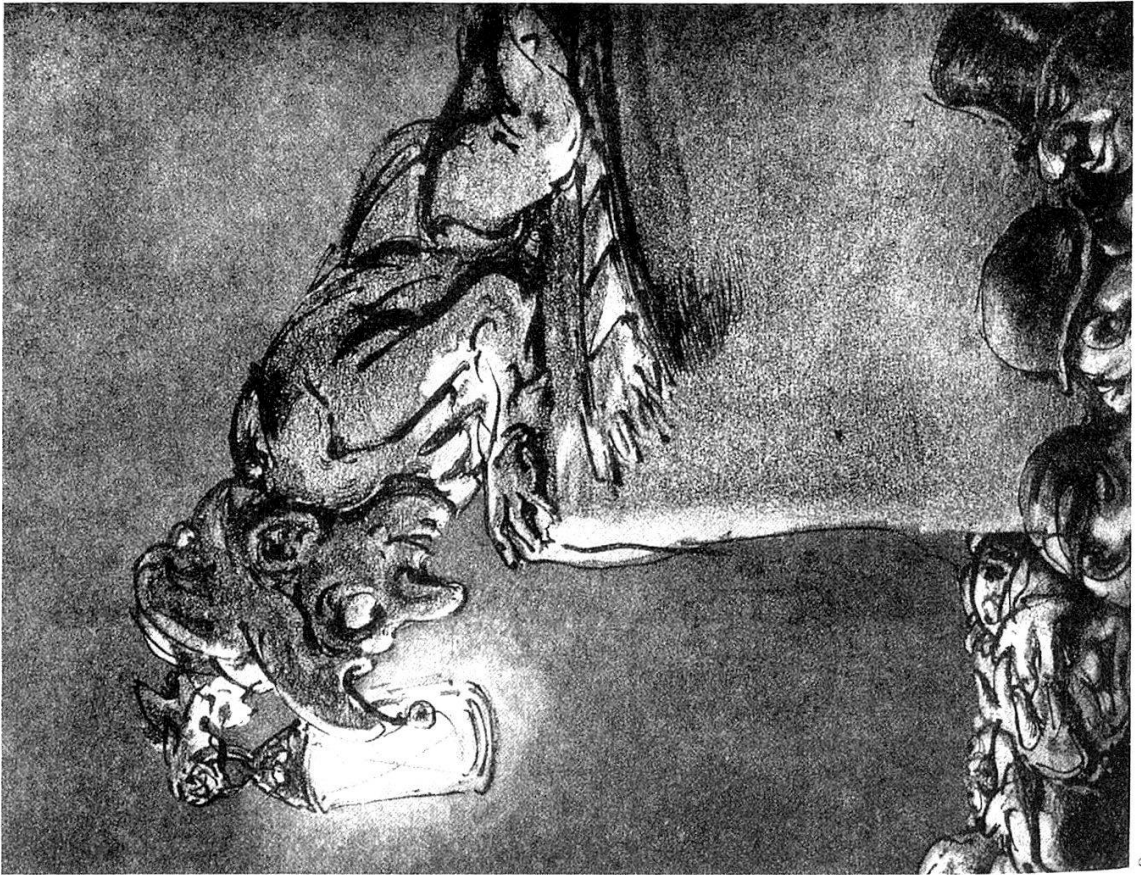
8



7



10



9

Augen lohnend. Neuentdeckungen, selbst in wissenschaftlichen Disziplinen, sind doch vielfach nur auf der Bühne des Vergessens wiederaufgetischte Antiquitäten.

Aber auch Weber seinerseits überraschte den «Erasmus»: Die Phantasie dieses Künstlers wollte buchstäblich keine Grenzen anerkennen, und mindestens für den Außenstehenden ebenso unfaßbar war seine Schaffenskraft. Damit hielt die Etikettierung, das Verfassen der Bildlegenden, nicht immer Schritt, denn auch sie sollten echt Webersch, sozusagen ein Teil des Werkes, sein. Trug eine Vorlage nicht eindeutig in Webers Schrift die Bezeichnung, wurde rückgefragt. Das führte oft zu nächtlichen Disputen, wenn Weber mehrere Vorschläge hatte und mit sich selbst nicht einig wurde.

Ein Beispiel als Illustration: In seinem «Werkverzeichnis der Griffelkunst» (Christians Vlg., Hamburg 1981) bildet Erich Arp als Nr. 152 «Patient und Ärztin» ab und bezeichnet das Blatt als «bisher unveröffentlicht». Ich erinnere mich gut, daß Weber auch diese Formulierung erwog, schlußendlich aber «Grippaler Infekt» als ihm gemäßer empfand. Mit dieser Legende war es denn auch am 10. August 1979 im «Erasmus» erschienen, also zwei Jahre vor Arps verdienstlichem Band. Zudem: In die Rolle des Schalks zu schlüpfen, war für Weber ein Heiden Spaß; gelegentlich jedoch schlug der Schalk auch zurück, indem Weber – vermutlich ohne es zu bemerken – dieselbe Bezeichnung mehrfach verwendete. Fazit: Soweit ich sehe, haben die «Erasmus»-Legenden in der Weber-Literatur noch kaum Eingang gefunden; sie sollten im Zweifelsfalle aber maßgebend werden.

Weiter: Der Stolpersteine dritter kam von seiten einer bisher vernachlässigten Gruppe, der Leser. Wie die meisten Periodika erscheint «Erasmus» im Hochformat. Zahlreiche Themen riefen jedoch gebieterisch nach dem Querformat. Das machte in vielen Fällen keine Schwierig-

keiten. «Der Vorbeimarsch der Elite», «Das Großmaul», «Atlantische Störungen beeinflussen weiterhin unser Wetter», «Die Gedanken der Klofrau», «Die Bestseller», «Die Meister» (de Gaulle und Adenauer als Schachspieler), «Die Stimme des Gewissens» usw. sind leicht verständlich. Trotz der heutigen politischen Polarisierung wußte der Leser sofort, ober die Zeitschrift nach links oder nach rechts drehen mußte. In andern Fällen aber, zum Beispiel bei «Der Astronaut», war er Esel am Berg. Stürzt der Astronaut vom Himmel, oder fliegt er rechts oder links rum im All?

Hier erwog ich eine Operation, nämlich einen Ausschnitt zu wählen. Der Unterschied zeigt sich markant bei zwei thematisch ähnlichen Blättern. Das Heft vom 10. Februar 1976 brachte quer «Das Paraphenopfer», das vom 10. Juli 1973 hoch den «Paraphenschlüpfer». Die ersten Ausschnitte erschienen am 25. April 1971 («Der Totentanz»), am 25. Mai 1971 («Die Sexwelle»), am 10. September 1971 («Die Morgenpresse»). Obgleich ich mir mit dem Zusatz «Ausschnitt» einen Notausstieg vorbehalten hatte, überzeugte mein neues Verfahren APW zunächst keineswegs. Er, der früher, um nichts preisgeben zu müssen, die kürzere Seite ergänzt hatte, sollte nun den Wegfall großer Partien, oft die Verlängerung ins Unendliche, hinnehmen. Enttäuscht legte er einige «Erasmus»-Hefte beiseite, um sich nicht mehr an ihnen zu ärgern – bis sie ihm eines Tages doch wieder in die Hand fielen. Zu seiner Verblüffung enthielten sie «Weberiana», die ihm völlig unbekannt waren! In der Tat brachte der Formatwechsel nicht nur Verluste: Das Wesentliche war stärker ins Zentrum gerückt, wegen unserer Vergrößerung wurden vom Ausschnitt auch die Einzelheiten sichtbar; das Ganze wirkte dank der guten Weberschen Einfärbung selbst auf Distanz. Man beachte «Das große Fest» im Heft vom 10. Februar 1973. Nun säumte

APW nicht mit Lob, und er blieb nicht untätig, schritt vielmehr, 1975, zur Herausgabe seiner Bände «Ausschnitte».

Solche Versöhnungen mußten gebührend gefeiert werden. Wir taten dies nicht, indem wir etwa dem Beispiel der von Weber mit so viel Inbrunst dargestellten Maikäfer gefolgt wären und uns gegenseitig unter den Tisch getrunken hätten – dies hätte Weber, der sehr solid lebte, gar nicht entsprochen –, vielmehr mit eigens für die «Erasmus»-Rückseite gefertigten Blättern: Den Jahrgang 1972 eröffnete «Auf dem Meer der Bücher». Im schnittigen Kleinboot, von der Woge herausgehoben, das Herausgeberpaar. Er auf dem Bug stehend, mit dem Fischer-Netz die wenigen besprochenen Bücher bergend, sie in einem Pfuhl im Heck sich räkelnd, mit Schmunzeln die Ausbeute erwartend. Beide, wohl in Erinnerung an das chinesische Märchen «Das Hemd eines Glücklichen», nackt. Was nach der Bergung geschah, schilderte ein zweites Thema: Die Juli-Ausgabe 1977 barg in der Heftmitte das «Lob des Buches» von al-Ġāhiz, arabisch und deutsch, in tiefem Violett mit Goldprägung – ein handsigniertes Werk unseres regelmäßigen Kalligraphen Werner Eikel –, als Reverenz an die islamische Welt. Rückseite: der «Literatenstreit» von APW. Nahblick auf ein Bücherregal, alle Bände personifiziert mit sich gegenseitig auslachenden oder befehdenden Autoren; nur *ein* Werk, «Erasmus» betitelt, bleibt ungeschoren.

Das dritte Litho ist heute überholt: «Der Einzug des <Erasmus> ins Ernst-Ludwig-Haus» (25. Februar 1972). An der mehrere Geschoßhöhen überwindenden Außentreppe im Süden des Gebäudes hat der «Erasmus»-Wagen angehalten. Er ist bekränzt, weil die Zeitschrift 25jährig war. Füchse haben ihn gezogen, und dem Gefährt folgt als Gratulant APW, ebenfalls als Fuchs, des riesigen Blumengebindes wegen kaum mehr sichtbar. Auf der

Treppe schleppen Füchse Regale, ein Tintenfaß und Bücher, Bücher, vor allem den gebundenen «Erasmus», gereicht von den im Wagen stehenden Herausgebern. «Zwölf Füchse sind es», sagte Weber bei der Aushändigung des Blattes. «Soviel Personal müßten Sie haben!»

Freilich wurde die Harmonie der beiden ungleichen Freunde mitunter gestört durch Mißklänge. Damit hatten wir rechnen müssen, nahm doch APW buchstäblich alles aufs Korn, was ihm nur irgendwie über den Weg lief. Und so viele Mitmenschen sind doch eigentlich schizophoren: Was um sie vorgeht, zensieren sie – am liebsten negativ; aber wehe, wenn einer den Spieß umkehrt und sie selber entlarvt! Ja, APW tat noch einen zusätzlichen Schritt: Er ernannte sich selbst zu einem Rübezahl; er beanspruchte für sich das Recht, Licht und Schatten zuzumessen nach eigenem Gutdünken. War das nicht überheblich? Sonderte er damit nicht sich selbst ab aus der Masse der Sardinen und nahm etwas für sich heraus, was Sterblichen gar nicht zukommt, ein endgültiges, ein abschließendes Urteil?

Alle diese Fragen könnte man mit «Ja» beantworten, wäre das Webersche Œuvre nicht rundum behaftet, ich möchte geradezu sagen «verstrahlt» mit einem wesentlichen Zusatz: Ohne Zweifel stellt Weber dar die Ungeheuerlichkeiten, das Abgrundtiefe, das Morbide jeglicher Kreatur. Aber seine Sicht ist nicht hämisch, sarkastisch, böseartig, hoffnungslos. Jedes Thema ist noch vor der Geburt gegerbt in einer Färberei, und in dieser Fabrik regieren unumschränkt Elemente, die das Unfaßliche lachhaft, ja geradezu liebenswürdig machen. Es sind Humor und Ironie, und ich meine, in diesem Punkte gemahnt unser Künstler an eine Zeit, die weit zurückliegt, an die seine – modernen – Vorwürfe nicht erinnern: die Antike.

Ja, auch ich möchte noch einen Schritt weitergehen. Ich teile nicht die Meinung jener Leute, die Webers Werk «als schon

zu seinen Lebzeiten umstritten» bezeichnen. Wenn ich richtig sehe, wurde Weber angefeindet, und zwar aus der Ecke der Humorlosen – ein von Weber ja vielfach dargestelltes Thema. Humor ist wohl nicht erlernbar, aber als Einstieg zu APW offensichtlich unentbehrlich, und er steht bei APW im gleichen Rang wie die Meisterrung des vorgenommenen Stoffs. Sind Vorläufer wie Goya und Daumier bei der Darstellung von Tieren so janusköpfig wie Weber? Ich denke beispielsweise an das Litho «Bericht an eine Akademie» («Erasmus», 25. April 1977). Nahtlos gehen Heuchelei und Eitelkeit einer Menschenfratze über in einen ebenso echten Schimpansen!

Bleibt die wohl alles entscheidende Frage nach Rang und Gültigkeit der Weberschen Aussage. Hat sie Bestand auch bei Wegfall ihrer Genese?

Obgleich wir uns beim «Erasmus» nur mit Spitzenleistungen befassen aus allen geisteswissenschaftlichen Rubriken, sind mir doch Sinn und Berechtigung auch der übrigen Literatur, bis zur trivialen, vollkommen bewußt. Soweit hinunter, als es menschliche Geschöpfe gibt, soll Gedrucktes reichen, allein schon deshalb, um als Himmelsleiter zu dienen zum möglichen Aufstieg in höhere literarische Geschosse. Und doch meine ich, daß manche schuldhaft, oder mindestens fahrlässig, bei den Umständen verharren, indem sie vor den letzten Schritten, vor der Erklümmung der Aussichtsplattform, zurückschrecken. Sie gleichen dem Bergwanderer, der, oben angelangt, immer wieder die Mühseligkeiten des Aufstieges repetiert, die – beim Kunstwerk – dem Ästheten so herzlich gleichgültig sind, weil für die Prägung der Zukunft ohne jeden Belang.

In einem unsagbar bewegten, aber einfachen Leben hat Cervantes das Ungeheuerliche, die Trollblume seines «Don Quichotte», geschaffen. Hölderlin hat in meiner Sicht nicht nur gegen ein fort-

schreitendes physisches Übel angekämpft, sondern zugleich gegen die immer unerträglicher werdende Diskrepanz zwischen seinem ikarusartigen Höhenflug und den Realitäten dieser Erde. Weber drang schließlich in letzte Bereiche vor, leuchtete, nicht als Philosoph, nicht als



Die Tatsachen sehen und nicht verzweifeln.

Dichter, sondern als Künstler, Grenzen aus. Solche Größe erahnen viele – Künstlerkollegen wie Schreibfedern –, anerkennen sie jedoch nicht mit Applaus, stecken sie vielmehr in die selbstgestrickte, vollkommen durchlöchernte Jacke der Mißgunst.

Um zu seiner eigentlichen Aussage zu gelangen, hat der Wanderer Weber weite Strecken zurückgelegt, in zwei grauenvollen Weltkriegen und einer problemati-

schen Zwischenkriegszeit hat er gelitten und gesammelt, um nachher aus dem Volen auch diejenigen zu beschenken, die ihm nicht ebenbürtig sind. Ihm gereichten sie trotzdem zum Guten, ähnlich dem Mist im vorgetragenen Text des Predigermonchs aus Straßburg.

Zum 85. Geburtstag des Künstlers lud die A. Paul Weber-Gesellschaft 1978 nach Ratzeburg ein. «Erasmus» präsentierte damals ein Sonderheft mit Arnstadt in der Heftmitte aus dem Merian. Webers Bedeutung umriß ich dort folgendergestalt: «In Arnstadt wurde 1893 A. Paul Weber geboren, dessen Zeichnungen und Lithographien, die Realität verzaubernd und immer irgendwo zwischen irenischer Schilderung und beißender Zeitsatire schweifend, einen visionären Aufschrei der Schöpfung gegen ihren eigenen Schatten bilden.» Diesen Satz bezeichnete APW später als «beste Würdigung seines Lebenswerks in Kurzform». Ich weiß dem im Grunde nichts mehr beizufügen und liefere meinen heutigen Text, ähnlich wie bei einem Gerichtsfall, als ausführliche Begründung sozusagen, hinterher.

Nach meinem – sehr subjektiven – Empfinden hatte APW in seinem Leben mindestens dreimal Glück. Zunächst mit der Familie. Mit welcher Selbstverständlichkeit reichten vier ihrer Glieder ganz patriarchalisch dem Unerschöpflichen ihre dienenden Hände: seine Frau, die Buchhalterin, der Sohn Christian als Drucker, die Tochter Toni im Haushalt, bis zum Enkel Alexander, der eigentlich eine Außenstelle des «Erasmus» war, als Auspacker und Präsentierer der Sendungen aus Darmstadt in Schretstaken.

Dann jedoch, und aus objektiverer Sicht, mit dem Wohn- und Arbeitshaus. Weber bezog es, bezeichnend genug, im Jahre 1936. Der Erbauer und Vermieter, später die mir völlig unbekanntenen Freunde, die ihm beistanden zum Erwerb, als es ihm zu entgleiten drohte, haben Voraussetzungen geschaffen, ohne die das

Werk von APW so nicht stünde: Dort genoß er Rückhalt und Sicherheit einer mittelalterlichen Burg, dort gewann er das Gefühl der Unabhängigkeit für sein rastloses Schweifen, die *Stabilitas loci* – wie Voltaire in Ferney bei Genf. Nehmen Sie dafür das Zeugnis eines Zeitschrifteneditors, der auszog, um wissenschaftlich der Synthese und politisch einem *Modus vivendi* zu dienen zwischen Völkern, die noch immer ihre Gegensätze und Aversionen, ihre restlos schrottreife Überheblichkeit höher einschätzen, mehr fördern als die Hoffnung auf ein gemeinsames Überleben. Solche Ziele überzeugten APW, und er war für den «Erasmus» ein Partner, verlässlicher als eine Versicherung und amüsanter als ein Zauberkönig.

Zum dritten Glücksfall steuerte Weber nicht wenig selber bei. 44 Jahre reicher Ernte in Schretstaken sind nicht nur seine Ausbeute, die das Weber-Haus in Ratzeburg füllen und dessen Betreuer und Nutzer auf Trab halten. Der Inhalt dieses Silos, ich möchte beinahe sagen: dieser Zehntscheuer, widerspiegelt vor allen Dingen die hiesige Landschaft mit ihrem üppigen Baum- und Graswuchs, ihren Gewässern, ihren Menschentypen und Tieren, ihrem Schweigen, das nur hier, in Meeresnähe und bei diesen gewaltigen Baumkronen, so gehört wird. APW hat naturgemäß seine eigene Umgebung verabsolutiert, festgebannt, verewigt. Und sie, personifiziert im Kreis Herzogtum Lauenburg, zahlt jetzt zurück mit der Trägerschaft.

Weber hat, 1980, sein Werk abgeschlossen, hat sein Pensum geleistet – ein ehrliches und tolerantes, in seiner Art singuläres, wie es nur unergründliche, unerschöpfliche Liebe zu jeglicher Kreatur zustandebringen konnte. Hoffen wir, daß ihm – heute und in der Zukunft – die Verwalter der öffentlichen Mittel gleichziehen. Diesen ist vielleicht nicht immer ein Webersches Litho präsent, als Entscheidungshilfe: entweder «Völker Europas,

rettet euere heiligsten Güter!» («Erasmus», 10. Dezember 1969) oder «Der Kasper leuchtet» («Erasmus», 10. Februar 1975).

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung 1990 der A. Paul Weber-Gesellschaft am 21. April 1990 in Ratzeburg. Prof. Dr. Rudolf Jud ist Herausgeber der Zeitschrift «Erasmus».

JAHRESVERSAMMLUNG DER SCHWEIZERISCHEN BIBLIOPHILEN-GESELLSCHAFT IN MAILAND UND BERGAMO

4. bis 6. Mai 1990

Um es vorweg zu nehmen: Es war in vielfacher Hinsicht eine außergewöhnliche Tagung! Einmal wagten wir seit 1982 wieder den Schritt über die Landesgrenze, und zwar – zum ersten Mal seit dem gut 70jährigen Bestehen unserer Gesellschaft – in südlicher Richtung nach Mailand. Angesichts der langen Anreise und der Fülle von Kunstschätzen in und um Mailand war die Jahresversammlung 1990 auf drei Tage ausgedehnt worden, und wir sahen dem verheißungsvollen Programm mit großer Erwartung entgegen. Die gedruckte Einladung war einmal mehr in freundlicher Weise von der Zürichsee Druckerei Küsnacht gestiftet worden.

Unser stellvertretender Vorsitzender, Dr. Daniel Bodmer, hatte mit Unterstützung eines unserer Mitglieder, Carlo Alberto Chiesa, einer der bedeutendsten Buchantiquare Italiens, diese drei Tage gestaltet, und das vorgesehene Programm konnte – was in Italien nicht selbstverständlich ist – beinahe reibungslos abgewickelt werden.

Am Freitagmorgen wurden die – ausnahmsweise auf eine Maximallimite von 120 beschränkten – Teilnehmer in Gruppen zur abwechslungsweisen Besichtigung der Pinacoteca di Brera und der Biblioteca Braidense geladen. Während die Pinacoteca sich in einem eher fragwürdigen Zustand befindet, wurden wir in der Bibliothek mehr als entschädigt. Die neue Direktorin der Brera, Frau Dr. Armida Batori, zeigte uns, zusammen mit ihren Mitarbeitern, in der Sala Alessandro Man-

zoni unter anderem den Entwurf mit Korrekturen der «Promessi Sposi» (1825) sowie reich verzierte, wunderbare Inkunabeln. In der Brera befindet sich auch der literarische Nachlaß des Schweizer Naturforschers und Dichters Albrecht von Haller (1708–1777), aus dessen Sammlung wir unter anderem herrliche Abbildungen seltener Vögel sehen konnten. Untergebracht ist die Biblioteca Nazionale Braidense im Palazzo di Brera, einem, obwohl zum Teil in *ristauro*, geradezu idealen Rahmen mit seinen großen Räumen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Drei Autocars brachten uns anschließend nach Bergamo, dieser so schön in Ober- und Unterstadt geteilten kunstvollen Siedlung am Fuß der Bergamasker Alpen, wo wir am Nachmittag, wohlgestärkt durch ein exquisites Mittagmahl, zum Besuch in der Biblioteca Civica Angelo Mai an der Piazza Vecchia erwartet wurden. Neben dem Direktor, Dr. Gianni Baracchetti, wurden wir vom Bürgermeister, Comm. Dr. Giorgio Zaccarelli, sowie von Persönlichkeiten des Ortes willkommen geheißen, wobei immer wieder auf die engen Beziehungen zwischen Bergamo und Zürich hingewiesen wurde. Aus den Beständen der Bibliothek war eigens für uns eine kleine Ausstellung hergerichtet worden, darunter etwa die wundervollen Zeichnungen von Giovanni de' Grassi aus dem 14. Jahrhundert und Dokumente, die an Torquato Tasso erinnern. Einige in jeder Beziehung gewichtige Publikationen aus den letzten drei Jahren durften